

Paradiesmacher

Auf meinem Schreibtisch lagen drei Flyer, harmlose DIN-lang-Formate, einer scheußlicher als der andere, Tarotkarten des Grauens. Karla knetete mit manikürten Klauen ihre Tasche. Karla liebt mich. Wenn ich Karla wäre, würde ich mich auch lieben. Sie ist meine Assistentin und weiß, dass es erfreulicher ist, eine Tasche von Prada zu zerkratzen als eine von Deichmann. Ich griff zögerlich nach dem Flyer, der so grasgrün war wie Karlas Kleid. „Stan, du musst etwas unternehmen, ich denke, du bist es Jonas schuldig. Er sagt, du musst dich bis heute Mittag entscheiden, und dann bist du mit sofortiger Wirkung freigestellt, sechs Wochen lang, bezahlt. Wenn du nicht einwilligst, dann findet Saudi ohne dich statt. Das kannst du mir... uns... nicht antun.“

Natürlich will ich nach Saudi. Saudi-Arabien ist das Land, in dem sich alle dumm und dusselig verdienen, auch wenn sie in Compounds hausen, sich die Birne mit selbstgebrautem Alk wegpusten und Nachthemden quasi nie aus der Mode kommen. Aber wie in Jordanien soll auch die Wüste in Saudi grün werden, mit unserem phantastischen Bewässerungssystem, dem patentierten 'Paradise Maker 5.0'. Wir haben Tag und Nacht dafür gearbeitet, entwickelt, getestet, und Jonas hat nicht bereut, dass er mir die Projektleitung übertragen hat. Alles lief so gut wie gewohnt, wir hatten uns beim jordanischen König mit einem Geniestreich durchgesetzt, weil wir uns zuerst mit den Clans verbrüdet hatten: Die Wüstenstämme schossen Löcher in die Leitungen, weil sie das Konzept Wasserhahn nicht kapierten, aber König ist man in Jordanien nur von ihren Gnaden. Und gerade, als ich das Protokoll für unser Vorsingen bei der Zentrale in Frankfurt vorbereitete, ist es passiert. Ich hatte noch Walter und Werner gefüttert, als ich umgekippt bin. Nicht malerisch auf dem Perser darnieder gesunken, sondern einfach am helllichten Tag vom Tausend-Euro-Drehstuhl gekippt, neunzig Grad nach rechts, und patsch, da lag ich. Die Tüte mit dem Nagerfutter war vom Tisch gesegelt, die halbvolle Kaffeetasche und die ergonomische Tastatur leisteten mir beim Freiflug Gesellschaft, und dann konnte ich mich nicht mehr rühren. Die folgenden Tage waren ein Alptraum: Worte wie Burnout, Therapie und Auszeit machten die Runde, ich verweigerte den Leibchefarzt von Jonas genauso wie Karlas Quacksalber und sagte allen, dass da nichts sei. Aber diesmal kam ich nicht so leicht davon: Jonas rechnete mir vor, dass es nicht das erste Mal wäre. Und dass er auf meine überragende Kompetenz gerade in Saudi-Arabien nicht verzichten könnte, aber auf der anderen Seite... Dann hatte er an Karla übergeben mit der Maßgabe, dass ich von drei Sachen eine auswählen musste. Musste, basta, oder vergiss Saudi und das schöne Geld, so einfach ist das.

Mit spitzen Fingern drehte ich die Flyer um. Qigong, toll, beseelte Breitensportler im Kittel stabilisieren ihren Energiehaushalt. Nummer zwei versprach einen meditativen Malkurs auf Rügen. Mein entsetzter Blick prallte an Karlas wassergrünen Augen ab, die mit silbernem Lidschatten vereist waren.

Die Drei beschrieb einen Gemeinschaftsgarten in Frankfurt, das Holzhausener Torplatzgärtchen: Erfahrene Gärtner begleiteten gestresste Städter im Basic oder Advanced Urban Gardening. Ich pfefferte alle Flyer in den Papierkorb. Walter und Werner guckten so entsetzt, wie es nur Wüstenmäuse können. Und Karla. Ich holte tief Luft. Bevor einer von uns vor Wut platzen konnte, stieß ich ein Wort aus, endgültig, verzweifelt, entschlossen. Es klang wie eine Mischung aus Canossa und Marter: Garten.

Als Karla mir mein Gartenkärtchen überreichte, sah ich mich vollends als Opfer der Achtsamkeitsindustrie: Nach jedem Tag mit mindestens drei Stunden gemeinnütziger Gartenarbeit bekam man einen kleinen roten Stempel und am Ende der sechsten Woche fünfzehn Prozent Rabatt im Torhaus-Vereinsshop – verlockend. Ich legte es stumm in meinen Reisepass, seufzte und sah, dass Werner und Wagner auf ihrem Bau saßen. Im Sonnenlicht flimmerten ihre unendlich feinen Schnurrbarthaare. Karla würde sie füttern und ihnen vermutlich mittags das Horoskop vorlesen.

Der Garten war an sich gar nicht schlecht. Mir graute eher vor den Gestalten, mit denen ich dort interagieren musste, daher war ich eine Stunde vor Beginn da, denn ausgerechnet heute fand ein kostenfreier Kurs statt. Bingo, der Garten war noch unbemannt. Bevor ich mich für Hydrogeologie entschied, hatte ich fast drei Semester Landwirtschaft studiert, aber Wasser ist nun mal besser für die Karriere als Dinkel. Am Eingang standen Pfingstrosenbüsche. Pfingstrosen mag ich. Es sind Diven bis zum Schluss, sie sind traumhaft schön und werfen dann über Nacht alle Blütenblätter auf einmal weg: Sie verwelken nicht, sie reisen ab. Ansonsten das Übliche: ehrenwerte Apfelbäume, ein Kirschbaum, eine knorrige Birne, als kleine Besonderheit eine Pimpernuss. Ich schätzte das Ganze auf eine Nettonutzfläche von 850 Quadratmetern. Auf einem nassen Stück Rasen standen klapprige bunte Stühle und Tische. Ich nahm an, dass das der Kursraum war, wenn die kleine Hütte am nördlichen Ende nicht noch ungeahnte Möglichkeiten bot. Da stand es rum, das ganze Grünzeugs, und guckte tapfer und angenehm stumm durch den milden Vormittag. Ich erkannte auf der sanft abfallenden Fläche Buchsbaumhecken, die nicht mal Schnecken fressen wollten, die unverwüstliche fette Henne, irgendwelche Dahlien, Lilien, Erdbeeren, Nelken, Rosen, Petersilie, Kraut und Rüben, aber vor allem erkannte ich eins: Dieser Garten hatte ein Problem.

Günther hatte einen festen Händedruck und das sonnige Lächeln eines Mediators unter dem ordentlich geschnittenen Silberhaar. Ich konnte mir gut vorstellen, wie er im Frühling den kleinen Rackern aus der 3b gewaltfrei kommunizierte, sich mit der Hacke nichts Unaussprechliches anzutun und im Spätsommer Seniorenkurse in Obst-Einwecken für Diabetiker zelebrierte. Ich schloss kurz die Augen, aber die Zeit verging davon nicht schneller. „Wie schön, so ein zeitiger Gast!“ begrüßte er mich herzlich und routiniert. Wir würden uns heute und morgen mit dem bienenfreundlichen Garten beschäftigen. „Und was treibt Sie

denn hierher, wenn ich fragen darf?“ Er musterte mich, aber meine Tarnung saß: Kariertes Hemd – die Camouflage des kleinen Mannes – zupackend hochgekrempelte Ärmel, Khakihosen, braungraue Turnschuhe und sogar eine Swatch, damit die Lange & Söhne kein Gießwasser abbekam – Karla hatte ganze Arbeit geleistet. „Ach, wissen Sie, ich arbeite mit Bewässerungssystemen im Nahen Osten, und da ist einem das Interesse an... Oasen, an blühenden Gärten, quasi eingeschrieben.“ Ich improvisierte sogar noch etwas über die arabische Biene, eine Honigbiene, die zum Beispiel in Somalia vorkam, aber auch auf der südlichen arabischen Halbinsel. Aus welchem vergessenen Vortrag das gerade hoch schwappte, wusste ich nicht, aber ich schlug mir leise in Gedanken auf die Schulter: Führungsqualitäten, aber trotzdem Hands-on-Fähigkeiten, wenn die Lage brenzlich wird. Während Günther die eintrudelnden Kursteilnehmer begrüßte, wurde ich unruhig. Nein, nicht so wie neulich beim Blackout im Büro, sondern mit der Art von Nackenstarre, die Einzug hält, wenn man heimlich beobachtet wird. Ich schaute mich um: Da waren nur Günther im beige Hemd und meine vier bislang eingetroffenen harmlos aussehenden Mitstreiter. Aber dort – da hatte sich ein Busch bewegt. Langsam und selbstbewusst kam eine Katze auf mich zu. Sie war schwarz-weiß gefleckt, eine typische Kuhkatze mit graugrünem Killerblick und chronisch missgelaunter Schnauze. Sie wirkte etwas mollig, aber trotzdem brandgefährlich. Ich musste grinsen. Wenn die eine Maus sieht, ist Rauch an der Kette. Ob sie einen Namen hat? Ich nannte sie Karla.

Der Kurs war ganz interessant. Es war unglaublich, was Günther über Bienen wusste. Wenn eine Bienenkönigin geboren wird, macht sie sich noch in der geschlossenen Wabe durch Klopfzeichen bemerkbar. Nur ist sie nicht alleine, da gibt es auch andere, die klopfen. Die Arbeiterinnen beratschlagen dann, welche zur Krönung darf. Alle anderen werden totgemacht. Und selbst, wenn die neue Königin geboren ist und etwas benommen über die Waben torkelt, ist noch nicht alles klar: Manchmal werfen die Arbeitsbienen ihre Königin einfach aus dem Stock und machen sich eine neue, basta. Das muss ich Jonas erzählen.

Es waren dann doch zwölf Leute, die sich an ihren Kaffeetassen festhielten und eifrig lauschten. Günther erläuterte, dass Korb- und Doldenblütler besonders bienenfreundlich seien und außer Bienen auch Schmetterlinge, Hummeln, Wespen, Käfer und Schwebfliegen unterstützen würden. Am Ende des Kurstages nahm ich ihn beiseite. „Dir ist schon klar“, begann ich kumpelhaft – alte Gartenfreunde wie wir duzen sich nämlich – „dass der Garten viel zu nass ist? Wenn das so weitergeht, machen es viele Pflanzen nicht mehr lange, aber das weißt du bestimmt selber.“

Günthers aufgeräumtes Gesicht sah plötzlich bekümmert aus. „Ja“, sagte er, „klar weiß ich das. Hier müsste eine ordentliche Drainage her: Vlies, Rohre, Split, Minibagger und Verdichtungsgeräte könnten wir uns leisten, aber wir brauchen einen Spezialisten, der das plant und uns anleitet, aber ich hatte noch keine Zeit, einen zu suchen. Ich muss ja ab und zu auch noch arbeiten.“

Er deutete auf ein Beet, das als Wildblumenwiese gedacht war. Es soff gerade ab. Günther gestand mir, dass das Gartengrundstück zwar durch Lehmboden und hohes Grundwasser schon immer feucht gewesen sei, dass sich aber die Situation nach den Sturzregen dieses Sommers verschärft hatte. „Und woher soll ich auch die Zeit nehmen? Morgen ist Teil zwei des Bienenkurses, dann war geplant, dass es nächste Woche eine Anleitung für Insektenhotels und Fledermauskästen gibt und dann, weißt du, ich muss ja auch noch...“. Ich legte Günther väterlich die Hand auf den Arm, denn ich hatte im Managertraining aufgepasst: Kleine Machtgesten und frische Zimtschnecken wirken im Büroalltag Wunder. Ich ahnte, dass das meine Chance war, dem sechswöchigen Unkrautzupfen zu entkommen. Ich führte Günther sanft unter die Apfelbäume, als wäre ich ein frisch Verliebter mit ernstesten Absichten. Wir besprachen uns lange, davon nur soviel: Es ging um Drainagerohre und Kies zum Großhandelspreis – wozu hat man Connections – um den ausgezeichneten Spezialisten, der sich so unerwartet gezeigt hatte wie der Heilige Geist im brennenden Busch und um ein voll gestempeltes Gartenkärtchen. Er nannte es ein Geschenk des Himmels; ich nannte es Ablasshandel.

Günther hatte seine Meute erstaunlich gut im Griff, ich möchte fast sagen, dass er einigermaßen strukturiert vorging. Und er hatte es eilig: Ich bekam meine Kommandozentrale bei der Hütte, die Strom hatte und ein charmantes Überdach. Mir wurde jeder Wunsch von den Augen abgelesen. Eine Lizenz von unserer teuren Planungssoftware hatte ich zwar nicht auf dem Notebook, aber es ist immer wieder erstaunlich, was man alles durch den VPN-Tunnel zerren kann. Ich plante wie ein Weltmeister, und Günther leitete den Außendienst. Die rüstigsten Rentner wurden zum Schachten eingeteilt, die jungen Familien überfielen den Baumarkt und kauften all die Wunderdinge, die dem Torhausgärtchen das Wasser aus den Knien ziehen sollten. Mit Elisabeth, die anbetungswürdige braunrote Locken und immer ein kokettes Blümchen hinterm Ohr hatte, machte ich ein Selfie vor der Ligusterhecke – ein Gruß für Karla. Ich konnte geradezu hören, wie sie „...du narzistische Luftpumpe!“ fauchte.

Die größeren Pflanzen, die schon nasse Füße hatten, gruben wir aus, um den Boden aufzulockern und mit frischer Erde zu versehen. Sie standen oder lagen jetzt rum, die gebeutelten Wurzelballen entblößt, und obwohl ich mir dabei dämlich vorkam, sah ich bei ihnen eine Art stille Geduld: Hilflös ausgetopft warteten sie stumm ab, schlossen die Blätter und hofften mit Gottvertrauen auf bessere Zeiten.

Günther lief zu ungeahnter Hochform auf. Nachdem ich eine Gebäudedrainage für die Hütte geplant hatte, war eine Herde Handwerker da, die mit meinen Plänen tatsächlich etwas anfangen konnte. Sie frästen sich in drei Tagen einmal quer durch die Landschaft. Mit Sicherheit kosteten die ein bisschen, aber wer weiß, vielleicht hatten sie beim Buddeln ja einen Goldtopf gefunden. Dann kam Günther noch mit dem Vorschlag einer Versickerungsanlage mit Sickerbox und Förderpumpe. Meinen Hinweis betreffs Kosten tat er mit einem knappen

„Wennschon dennschon!“ und dem Hinweis auf einen Mäzen ab, der zwar Geld und guten Willen hätte, aber wenig Zeit.

Obwohl immer ausgiebig gefrühstückt und gevespert wurde, ging es gut voran. Sie verwöhnten mich mit Honigbrötchen und selbstgemachter Konfitüre, es gab späte Erdbeeren, Obstkuchen, Zuckererbsen und fransigen Salat. Selbst die Gartenkarla strich mir ab der fünften Woche um die Beine. Ich muss zugeben, dass mich die kleine Abschiedsfeier mit Erdbeerbowle und Lampions gerührt hat. Alle waren gut gelaunt, aber schienen aufrecht betrübt, dass ich wohl durch einen längeren Auslandsaufenthalt nicht mehr als Gärtner zu Verfügung stand. Günther hatte sein gutes Hemd an. Er nahm meine Hand in beide Pranken, dankte mir so warmherzig wie eloquent und schloss mit einem ernsthaften „Man sieht sich ja immer zweimal im Leben!“ – „Das will ich doch hoffen, Stan“, flüsterte Elisabeth, als sie mich umarmte. Über ihre Schulter sah ich, wie Karla durch den Zaun huschte, ohne sich umzusehen.

Acht Wochen später saß ich im Flugzeug von Frankfurt nach Dschidda. Karla, meine Perle, hatte mir einen Sitzplatz am Fenster gebucht, die Business Class war zum Glück nur spärlich besetzt. Sie saß zwei Reihen hinter mir neben Jonas. Gerade, als ich mich fragte, ob ich noch einmal einschlafen oder etwas lesen sollte, kam eine Stewardess mit den Zeitschriften vorbeigeschwebt. Ich nahm die FAZ und schlug wahllos auf. Mein Gehirn verarbeitete recht langsam, was meine Augen mehrmals schärfer stellen wollten, denn manchmal sieht man etwas, erfasst es und weigert sich dennoch, es zu begreifen. Mein Blick glitt über ein Foto. Es zeigte eine offensichtlich wohlstuierte Familie im Festtagsstaat, Mutter, Vater, Tochter. Die Bildunterschrift titelte: Oswald Martin Günther von Truhenfels mit Frau Elvira und Tochter Elisabeth bei der Nachhaltigkeitsgala im MARITIM Düsseldorf. Im Text erfuhr man, dass der Frankfurter Manager in Kürze nach Shenzhen gehen würde, um als Direktor des vierten deutschen Continental-Werks in China die bisherige Belegschaft von 15.000 auf 21.000 zu vergrößern. Im Interview war nicht nur von Expansionszielen die Rede, sondern auch von einem neuen Führungsstil, in dem „Executive Health“ – Gesundheit als Führungsaufgabe – fest verankert wäre. „Und, wenn Sie mir die private Frage erlauben, wo finden Sie Entspannung bei dem enormen Pensum, das Sie bewältigen müssen?“ – „Ach, wissen Sie, ich mag Gärten. Am schönsten ist es, einfach auf der Wiese im Liegestuhl den Tag zu verdösen und mal nichts zu tun, fernab der Projektarbeit.“

Ich faltete die Zeitung, so klein es ging, und stopfte sie in die Aktentasche. Die Maschine begann den Landeanflug auf das Land der Wüsten, Salzflächen und Sümpfe. Ach Günther, altes Schlappohr. Das Stempelkärtchen klebe ich mir in den Pass... und was im Garten passiert, bleibt im Garten.